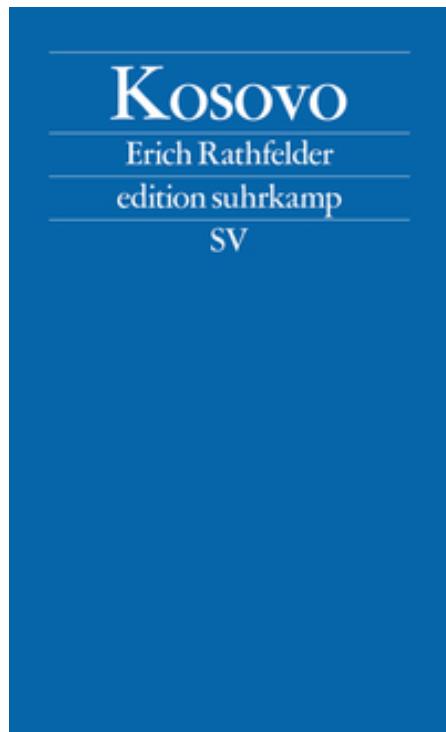


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Rathfelder, Erich
Kosovo

Geschichte eines Konflikts
Geschichte eines Konflikts

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2574
978-3-518-12574-8

edition suhrkamp 2574

Kosovo, die zwischen Albanern und Serben umstrittene autonome Provinz des früheren Jugoslawiens, hat sich gegen den Widerstand Serbiens 2008 für unabhängig erklärt. Erich Rathfelder, seit 1987 immer wieder als Korrespondent vor Ort, hat den Konflikt zwischen Serben und der albanischen Bevölkerungsmehrheit hautnah verfolgt: die Aufhebung des Autonomiestatuts 1989, den gewaltlosen Widerstand der Albaner, den bewaffneten Kampf der UÇK, die Intervention der NATO im Jahr 1999, anschließend die Phase der zivilen Übergangsverwaltung. Im Zentrum steht das Schicksal der Menschen. Die wichtigsten lokalen und internationales Akteure reflektieren, durchaus selbtkritisch, die politische Entwicklung und ihr eigenes Handeln.

Erich Rathfelder
Kosovo
Geschichte eines Konflikts

Suhrkamp

3. Auflage 2018

Erste Auflage 2010
edition suhrkamp 2574

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2010
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach
Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-12574-8

Inhalt

Vorwort	7
1 Freudenfeier	11
2 Annäherung an Jugoslawien	20
3 Serben und Albaner 1987	42
4 Kosovo spaltet Jugoslawien	68
5 Kosovo im Schatten der osteuropäischen Revolutionen	89
6 Kosovo und Großserbien	108
7 Apartheid und Schattenstaat	125
8 Vom Pazifismus zum offenen Widerstand	152
9 Der Krieg im Kosovo 1998	185
10 Verhandlungen mit Deadline	212
11 Der Krieg der NATO gegen Serbien	234
12 Die Rückkehr und die Zeit der Gesetzlosigkeit	271
13 Die Gunst der Stunde	303
14 Die Herrschaft der UNMIK und die Ereignisse von 2004	328
15 Die Quadratur des Kreises	360
16 Die neue Freiheit – die Republik Kosovo	395
Schlußwort	438
Anhang	
Karten	445
Chronik	449

Vorwort

Als ich im Jahre 1987 zum ersten Mal das kleine Land auf dem Balkan besuchte, konnte sich niemand vorstellen, daß die am Rande des alten Jugoslawien liegende autonome Provinz Kosovo einmal ins Zentrum der Weltpolitik rücken würde. Die abseits gelegene Provinz war arm, begrenzt durch einen Eisernen Vorhang zu Albanien, besaß schlechte Straßen und wenige Verbindungen zur Außenwelt. Im Bewußtsein der Welt gab es den Kosovo nicht.

»Heute existieren wir immerhin auf der Landkarte«, sagte mir der Präsident der Republik Kosova Fatmir Sejdiu im Sommer 2009. Ich versuche in diesem Buch, die dramatische Entwicklung von 1987 bis 2009 zu beschreiben und die wichtigsten Akteure zu Wort kommen zu lassen. Als Journalist hatte ich das Privileg, die Entwicklung dieser Jahre hautnah mitzuerleben: den Aufstieg der serbischen Nationalisten, die Etablierung des Milošević-Systems, die Abschaffung des Autonomiestatuts, das durch den Kosovokonflikt provozierte Zerbrechen Jugoslawiens, den passiven und friedlichen Widerstand der Kosovoalbaner während der Kriege in Kroatien und Bosnien 1991–1995, den Aufbau eines Apartheidsystems und die Unfähigkeit Europas und der Welt, beruhigend auf den Konflikt einzuwirken. Ich war im Kosovo, als der bewaffnete Widerstand begann, als 1998 der Aufstand der Albaner in einen Krieg zwischen der Kosova-Befreiungsarmee UÇK und der serbischen Armee mündete. Und ich erlebte 1999 den Krieg der NATO gegen Serbien, war also Zeuge des ersten Angriffs des westlichen Bündnisses auf einen souveränen Staat – für Deutschland der erste Krieg seit 1945 –, schrieb danach über den Aufbau des UN-Protektorats, die Erklärung der Unabhängigkeit und das Leben im neuen Staat.

Schon bei der Suche nach einem Titel für dieses Buch zeigte sich die gesamte politische und historische Problematik dieses kleinen und seit Jahrhunderten zwischen Albanern und Serben umkämpften Landstrichs.

Der österreichische Diplomat Wolfgang Petritsch gab vor zehn Jahren seinem Buch über den Konflikt den Titel *Kosovo-Kosova*. Damit reflektierte Petritsch die von beiden Seiten erhobenen Ansprüche. Der serbische Name *Kosovo* steht neben dem albanischen *Kosova*. Damals, kurz nach der Intervention der NATO 1999, war über den endgültigen Status des danach von den Vereinten Nationen regierten Landes noch nicht entschieden worden. So war der Buchtitel der politischen Lage durchaus angemessen.

Heute ist das Dilemma größer. Am 17. Februar 2008 wurde Kosovo/Kosova in den Augen der albanischen Bevölkerungsmehrheit zur unabhängigen Republik Kosova. Für sie muß das Land jetzt *Kosova* heißen. Alle deutschsprachigen Staaten haben die Republik Kosova diplomatisch anerkannt, demnach müsse dieser Tatbestand auch im Sprachgebrauch seinen Niederschlag finden, argumentieren albanische Freunde. Verwende ich also *Kosovo*, gerate ich in Gefahr, von der Mehrheit der Bevölkerung als jemand angesehen zu werden, der mit dem Gebrauch des serbischen Namens die Besitzansprüche Serbiens auf das Land unterstützt. Verwende ich aber *Kosova*, ignoriere ich, daß die Mehrheit der Staaten der Welt den neuen Staat noch nicht diplomatisch anerkannt hat.

Die Neudeinition stößt zudem auf die Trägheit des Sprachgebrauchs. Und auf internationale Übereinkommen. *Kosovo* ist eingeführt und üblich, nicht nur im Deutschen, auch in anderen Sprachen. Die UN und die internationale Staatengemeinschaft verwenden durchgängig die Bezeichnung *Kosovo*. In allen internationalen Verträgen heißt es Kosovo und nicht Kosova, jedoch auch nicht *Kosovo-Metohija* (Kosovo-Kirchenland), was in Serbien gebräuchlich ist.

Um der aktuellen Situation gerecht zu werden, habe ich mich entschlossen, in meiner Darstellung der Geschichte des Landes seit 1987 bei der bisher üblichen Bezeichnung *Kosovo* zu bleiben. In den Interviews und in direkter Rede sprechen Albaner von *Kosova*, die Serben und die internationalen Akteure von *Kosovo*. Die Orte sind in beiden Sprachen bezeichnet, sie werden nach Möglichkeit jeweils aus der Perspektive des Sprechenden benutzt.

Der Kosovokonflikt hat in fast allen europäischen Gesellschaften Gräben aufgerissen. Vor allem im linken Spektrum steht fest, daß mit der NATO-Intervention 1999 gültiges Völkerrecht gebrochen wurde. Dies ist eine Einschätzung, die der größte Teil der Öffentlichkeit und die meisten verantwortlichen Politiker nicht teilen können. Die Frage, ob die Durchsetzung von Menschenrechten höher einzuschätzen sei als die Respektierung der Machtverhältnisse im Weltsicherheitsrat der Vereinten Nationen, ist letztlich eine Gewissensentscheidung.

Nach wie vor ist innerhalb der EU umstritten, wie man sich zum Kosovokonflikt verhalten soll. 22 Mitgliedstaaten haben bisher die Unabhängigkeit *Kosovos* diplomatisch anerkannt, die übrigen fünf noch nicht. Zeitweise schien sich sogar ein gefährlicher neuer Ost-West-Konflikt zwischen den wichtigsten Staaten Europas, den USA und Russland anzubahnen, der heute zwar an Brisanz verloren hat, dessen Gefahr jedoch keineswegs überwunden ist.

In diesem Buch versuche ich, die dramatische Geschichte *Kosovos* seit meinem ersten Besuch 1987 nachzuzeichnen und zu erklären. Dabei verlasse ich mich zuallererst auf meine eigenen Erfahrungen. Für mich sind die politischen Akteure wichtig – ihre Entscheidungen haben schließlich das Schicksal von Millionen Menschen beeinflußt –, doch versuche ich, gleichermaßen die Sichtweisen ganz normaler Menschen ein-

zufangen und die Lebensumstände der Bevölkerung während der dramatischen Ereignisse zu beschreiben.

Der Konflikt um den Kosovo ist noch immer nicht beendet. Wenn Serbien zwischen der Integration in die EU und Kosovo wählen soll, würde es sich für Kosovo entscheiden, sagte kürzlich der serbische Außenminister. Für Serbien ist der Verlust *Kosovo-Metohijas*, das von der nationalen Geschichtsschreibung als »Wiege der Nation« betrachtet wird, sicherlich äußerst schmerzlich. Für die albanische Bevölkerungsmehrheit jedoch wurde die Unabhängigkeit Kosovas zur Bedingung für das eigene Überleben.

Das Buch hat nicht den Anspruch, die Entwicklung Kosovos allumfassend zu beleuchten. Doch möchte ich gern Verständnis für das Land und seine Bewohner wecken. Mein Gang durch die Geschehnisse der zurückliegenden 22, für das Land entscheidenden Jahre wird dem Leser – da bin ich mir sicher – neue Erkenntnisse ermöglichen.

Ich danke meinen Redaktionskollegen von der *Presse* in Wien, dem Bonner *General-Anzeiger*, vor allem aber der *tageszeitung Berlin*, die mir in all den Jahren Unterstützung und Rückendeckung gegeben haben.

1

Freudenfeier

Am 17. Februar 2008 war das Zentrum von Prishtina (Priština), der Hauptstadt der »Republik Kosovo«, für den Autoverkehr gesperrt. Die vor wenigen Monaten ins Amt gewählte Regierung hatte für den Tag, an dem die Unabhängigkeit der ehemaligen serbischen Provinz ausgerufen werden sollte, die Anweisung gegeben, möglichst geordnet zu feiern. Die auf dem südlichen Balkan üblichen Schüsse in die Luft waren untersagt, Feuerwerk sollte in möglichst weiter Entfernung von serbischen Siedlungen abgehalten werden. Den internationalen Organisationen, der UN-Mission im Kosovo, der EU-Polizei und den internationalen KFOR-Truppen wurde versprochen, daß es von seiten der Kosovoalbaner keine Provokationen geben würde.

Und die Menschen hielten sich daran. Fast neun Jahre nach dem Einmarsch der NATO-Truppen im Kosovo und dem Aufbau eines UN-Protektorates wähnten sich endlich alle, die schon seit Jahrzehnten die Unabhängigkeit des Landes von Serbien herbeigesehnt hatten, am Ziel. Tausende defilierten bei klirrender Kälte und im Kampf gegen die Windböen über den neugepflasterten Mutter-Teresa-Boulevard im Zentrum der Stadt. Die Flaniermeile entlang der früheren Tito-Straße endet am Hotel Grand Prishtina, dort war das überdimensionierte Wandgemälde des ersten Präsidenten der Albaner Kosovos, Ibrahim Rugova, zu bestaunen.

Manche hatte es schon am Morgen zum Grab des »Vaters der Nation« gezogen, der im Januar 2006 an Krebs gestorben war. Ausgerechnet er, der Mann mit dem Schal, Initiator eines langen und gewaltlosen Kampfes für die Unabhängigkeit, durfte diesen Tag, für den er so beharrlich gekämpft hatte, nicht

mehr erleben. Tausende verharrten auf dem Friedhof oberhalb der Stadt in Schweigen, sie unterdrückten ihre Tränen nicht. Es war eine Gelegenheit, würdig und in stiller Andacht der mehr als 13 000 Toten des letzten Krieges und der eigenen Familienmitglieder zu gedenken, die im Kampf getötet worden waren oder während der Flucht oder in serbischen Gefängnissen gelitten hatten.

Später traf man sich in den zahllosen Cafés der Innenstadt, lachte und schwatzte mit den vor Jahren ins Ausland geflüchteten Familienmitgliedern und Freunden aus alter Zeit. Erst als am Nachmittag die Zeremonie im Parlament auf allen Fernsehkanälen übertragen wurde, kehrte wieder etwas Ruhe ein.

Hashim Thaçi, der einstige politische Führer der »Kosova Befreiungssarmee« UÇK und gegenwärtige Ministerpräsident, traf den Ton, der die Stimmung des Tages zum Ausdruck brachte. Der neue Staat sei für alle seine Bürger da, erklärte er und erinnerte an die Opfer der jahrzehntelangen Unterdrückung. Er fand versöhnliche Worte für die Serben im Lande. In serbischer Sprache forderte er sie auf, teilzuhaben an der Zukunft des neuen, demokratischen und multiethnischen Staates. »Von heute an ist Kosova stolz, unabhängig und frei.« Die Menschen im Lande hätten »nie den Glauben an den Traum verloren, daß wir eines Tages zu den freien Nationen dieser Welt gehören werden«, rief er aus. »Nie wieder wird Kosova von Belgrad beherrscht werden.« Diese Worte trafen die aufgewühlten Kosovoalbaner ins Herz.

Nach der Zeremonie wurde die neue Fahne gehisst. Die Flagge zeigt sechs Sterne in einem Bogen über den Umrissen des neuen Staates, gold auf blauem Grund. Die Sterne stehen für die ethnischen Gruppen der Albaner, Roma, Serben, Türken, Bosniaken und der Goranen (beides muslimische Slawen). Um diese Flagge war ein heftiger Streit entbrannt, hatte sie doch mit den traditionellen Farben der Albaner nichts gemein. Das traditionelle Weinrot mit dem schwarzen, doppel-

köpfigen Adler war sogar im alten, kommunistischen Jugoslawien seit 1974 erlaubt gewesen.

Doch die UN-Mission und die Europäer hatten vor der Unabhängigkeitserklärung auf einer neuen Flagge bestanden. Sie sollte jede symbolische Verbindung des neuen Staates zu Albanien negieren. Und sie sollte zeigen, daß die Republik Kosovo trotz der überwältigenden Mehrheit der Albaner – gut 90 Prozent der Bevölkerung – als multiethnischer Staat in die Unabhängigkeit entlassen wird. Das Blau sollte für die europäische Zukunft stehen.

Dieser Streit interessierte die Feiernden nicht. Als die neue Flagge endlich verteilt wurde, rissen sich die Leute darum. Egal unter welcher Flagge, Hauptsache, Kosova wird unabhängig, riefen manche in ihrem Überschwang. Immerhin hatte die neue Hymne ein Albaner komponiert. Auch die *Ode an die Freude* erklang, um die Verantwortung Europas für den jüngsten Staat auf dem Kontinent zu unterstreichen.

Nach der Zeremonie waren nur lachende und freundliche Gesichter zu sehen. Vor allem junge Leute zogen mit den alten albanischen und neuen kosovarischen Fahnen durch die Straßen. Das kollektive Glücksgefühl war mitreißend, ähnlich wie in der Nacht, als in Berlin die Mauer fiel. Nach den Jahrzehnten der Unfreiheit, dem Krieg in den neunziger Jahren, dem Einmarsch der NATO und dem Leben in einem UN-Protektorat gab es endlich Grund zur Hoffnung. Eine EU-Mission würde Kosova auf die Mitgliedschaft in der Europäischen Union vorbereiten, das Land würde einen gleichberechtigten Part im Konzert der Nationen spielen, so hatten es die führenden Politiker den Menschen versprochen. Mit europäischem Beistand, mit künftigen Investitionen würde sich das Land ohne Fesseln entwickeln und selbst mit der überdimensionalen Arbeitslosigkeit von weit mehr als 50 Prozent fertig werden.

Auch dem alten Kellner im Restaurant des Hotel Ilirija sah

man die Freudenstimmung an. Der Mann mit dem zerknitterten Gesicht, der immer unscheinbar in einer Ecke stand und von dort aus die Gäste beobachtete, um augenblicklich jeden ihrer Wünschen erfüllen zu können, hatte noch nie über sich und seine Geschichte gesprochen. Sich vorsichtig und still zu verhalten hatte zur Überlebensstrategie dieser Generation gehört, nicht nur in den Ländern des totalitären Sozialismus, sondern auch hier, in der ehemals zu Jugoslawien gehörenden autonomen Provinz Kosovo.

Mit Tränen in den Augen gab er dem ihm von vielen Besuchern bekannten Gast die Hand. Als sei eine über Jahrzehnte verinnerlichte Angst von ihm abgefallen, brach es aus ihm heraus: »Von nun an werden sie nicht mehr über uns herrschen können. Jetzt sind wir frei.« Und er erzählte mir, wie er vor 40 Jahren als Kellner nach München gekommen war. Der deutsche Chef habe ihn persönlich mit Handschlag begrüßt. »In Deutschland wurden wir Albaner wie Menschen behandelt, die Serben aber spielten sich immer als Herren auf. Nie hat mir ein serbischer Chef die Hand gereicht.« Er bedauerte, wegen eines Unglücksfalles in seiner Familie noch in den achtziger Jahren in den Kosovo zurückgekehrt zu sein. Und er fragte: »Was meinen Sie, wird das Leben hier jetzt wirklich besser werden?«

An künftige Probleme wollte an diesem Tag niemand denken. Draußen auf dem Boulevard, der den Namen der aus Makedonien stammenden albanischen katholischen Nonne Mutter Teresa trägt, drängten sich die Menschen. Viele Bekannte waren darunter, Menschen, die ich während der letzten zwanzig Jahre häufig getroffen hatte. Hajdar und Ladrija Domi, die 1999 als älteres Ehepaar sogar die Zeit der Vertreibung durch serbische Polizei und Milizen überlebt haben, weil es ihnen gelungen war, sich in einer Wohnung gegenüber dem Hauptquartier der serbischen Geheimpolizei zu verstecken. Oder der als kritischer Intellektueller bekannte Shkelzen Maliqi,

der sich 1999 plötzlich im Exil in Makedonien wiederfand und in dem damals berühmt gewordenen Café Arbi in Tetovo einer ungewissen Zukunft entgegensah. Eingekeilt zwischen anderen Emigranten erklärte Shkelzen damals, er habe Thomas Mann und die gesamte deutsche Exilliteratur gelesen und sich niemals vorstellen können, eines Tages in die gleiche Lage zu kommen.

Zurück in der Heimat begrüßte er an diesem Tag in der Menge Bekannte und Freunde. Der ehemalige Ministerpräsident des Schattenstaates der neunziger Jahre, Bujar Bukoshi, ein Arzt und derzeitiger Parlamentsabgeordneter, wußte, welch große Verantwortung auf die Albaner Kosovos zukam. Sie hätten seit Jahrhunderten immer unter einer Fremdherrschaft gelebt. »Jetzt müssen wir uns selbst regieren.« Doch auch er tauchte mit breitem Lächeln in der Menge unter.

Beqë Cufaj, der in Deutschland lebende Schriftsteller, Veton Surroi, Zeitungsverleger und politischer Vordenker während der letzten Jahrzehnte, zahlreiche Journalisten und Künstler, albanische Mitarbeiter internationaler Organisationen und andere Bekannte waren in den Straßen von Prishtina unterwegs. Auch die Abgeordnete des Europaparlaments, Angelika Beer, damals Mitglied der Grünen-Fraktion, war zu sehen, während sich das offizielle Europa zurückhielt. Von den Regierungschefs der mächtigen Staaten war niemand gekommen.

Dennoch, die Stadt war im Freudentaumel. Studenten und andere junge Leute tanzten und tranken in den Clubs und Kneipen bis in die Morgenstunden. Brot und Arbeit, Perspektive und Würde, das verhieß die staatliche Unabhängigkeit Kosovas.

Am nächsten Morgen wollte die Stadt gar nicht aufwachen. Nur die Arbeiter der Müllabfuhr waren unterwegs, um Pappbecher und abgebrannte Feuerwerkskörper zu beseitigen. Bald lichtete sich der Nebel und gab den Blick frei auf die winterliche Stadt. Zwischen zwei Hügeln im Norden und Süden

gelegen, hat sich Prishtina in letzter Zeit gewaltig ausgedehnt. Auf den vor wenigen Jahren noch kahlen Erhebungen stehen mehrstöckige Gebäude, an den Ausfallstraßen in Richtung Westen und Süden ist von den Wiesen, die sich hier früher befanden, nichts mehr zu sehen. Die ehemals vor allem von Serben bewohnte Nachbarstadt Kosovo Polje (Fushë Kosovë) ist eingemeindet, überall entstehen neue, immer höhere Gebäude.

Riesige Einkaufszentren sind aus dem Boden geschossen, Tankstellen, moderne Glasfassaden – Sitz neu angesiedelter Firmen. Die Einfamilienhäuser der serbischen Siedlung Čaglavica sind nur zu erahnen, fast verschluckt von den gläsernen Riesen zu beiden Seiten der vierspurigen Ausfallstraße. Die früher über freies Feld führende Straße zu der zehn Kilometer entfernten serbischen Enklave Gračanica ist gesäumt von mehrstöckigen neuen Wohn- und Geschäftsgebäuden.

Vor zwanzig Jahren war Prishtina/Priština eine vor sich hindämmernde Provinzstadt mit 150 000 Einwohnern; heute dürften es 400 000 sein. Genau weiß das niemand. Eine Volkszählung hat es schon lange nicht mehr gegeben. Prishtina wächst – ohne auf die Natur oder ethnische Enklaven Rücksicht zu nehmen.

Auch drüben in der serbischen Enklave um das Kloster Gračanica und die Kirche mit den berühmten byzantinischen Fresken hatten in der Nacht noch lange die Lichter gebrannt. Ernste und bedrückte Gesichter sahen zum Feuerwerk über Prishtina hinüber. Zwischenfälle gab es nicht. Doch das Angebot von Hashim Thaci anzunehmen wäre niemandem eingefallen. »Die Albaner haben ihre Unabhängigkeit ausgerufen, das können sie hundertmal tun, wir akzeptieren sie nicht«, sagte ein älterer Mann. Und einige der Umstehenden waren sich einig, daß die Regierung in Belgrad eine Antwort finden würde.

Noch lebten Zehntausende Serben in den nach dem Krieg 1998/99 verbliebenen Enklaven. Die größte liegt im Norden,

bei Mitrovica, dort wo die serbischen Siedlungsgebiete direkt an Serbien grenzen. Nach Schätzung internationaler Organisationen lebten 2008 noch etwa 100 000 bis 130 000 Serben im Kosovo.

Die Regierung in Belgrad hat seit Jahren versucht, die Verbliebenen zu halten. Aber kaum eines der Häuser in der Enklave Gračanica wurde renoviert. Nur wenige vertrauten der Zukunft und gaben Geld für ihre Häuser aus. Die Serben in Gračanica warteten ab. Vor allem die Jugend sah kaum noch eine Perspektive.

Und die Kosovoalbaner nagten an der Grenze der Enklave. Sollten serbische Familien für ihr kleines Haus mit dem Hektar Land auf mehrere hunderttausend Euro verzichten, wenn diese Summe ihnen von Albanern angeboten wurde? Aus Patriotismus bleiben oder das Geld annehmen? Eine schwierige Entscheidung. Hunderte haben sich entschieden. Und sind nach Belgrad, nach Niš oder ins Ausland abgewandert.

Auch im Büro von Joachim Rücker, bis zur Unabhängigkeitserklärung Sondergesandter der UN und der EU in Personalunion, brannte noch bis tief in die Nacht Licht. Der ehemalige SPD-Bürgermeister von Sindelfingen, seit Sommer 2006 der mächtigste Mann im UN-Protektorat, hatte sich in seinem Büro eingeschlossen und auf eine Botschaft des UN-Generalsekretärs Ban Ki Moon gewartet. In dieser Nacht habe er viel nachgedacht, sagte er beim morgendlichen Kaffee.

Nachdenklich schritt er in seinem Büro auf und ab. Immerhin war es ihm während dieser Jahre gelungen, der UN-Verwaltung neues Ansehen zu verschaffen. Nach jahrelangem Stillstand hatte die UN-Mission unter seiner Führung 2006 ernsthaft nach praktikablen Kompromissen zwischen Serben und Kosovoalbanern zu suchen begonnen. Der UN-Unterhändler Martti Ahtisaari hatte mit beiden Seiten verhandelt, war zwischen Prishtina und Belgrad gependelt und hatte unendlich zähe Gespräche über Detailfragen geführt. Schließlich

hatte er die Ergebnisse in ein für beide Teile akzeptables Abkommen gegossen.

Das hatten Ahtisaari und Rücker zumindest gehofft. Die Kosovoalbaner hätten einige Kröten schlucken müssen. Der Plan gestand den serbischen Gemeinden eine weitgehende Autonomie zu, die ihnen sogar direkte administrative Beziehungen zu Belgrad erlaubte. Mit sechs Prozent der Bevölkerung verblieb ihnen ein Viertel des Territoriums. Für Serbien blieb zudem die Verheißung, den Status als Paria der Staatengemeinschaft zu verlieren.

Doch die Regierung unter Ministerpräsident Vojislav Koštunica lehnte ab. Serbien werde den Kosovo, das Herzland des mittelalterlichen Staates, die »Wiege des Serbentums«, niemals aufgeben, hatte Koštunica zum Entsetzen der westlichen Diplomaten, der UN und Martti Ahtisaaris erklärt.

Joachim Rücker wußte, welche Gefahren nach der einseitigen Ausrufung der Unabhängigkeit drohten. Wie viele Staaten der Welt würden den Kosovo diplomatisch anerkennen? Wie würden die Serben in Belgrad und im Kosovo auf die Erklärung der Unabhängigkeit reagieren?

Schon bald überschlugen sich die Nachrichten. Tausende von militärischen Serben griffen die von der UN und KFOR bewachten Grenzübergänge im Norden an. Grenzanlagen und UN-Fahrzeuge gingen in Flammen auf, in Belgrad attackierten militante Demonstranten westliche Botschaften.

Auch nach der Unabhängigkeitserklärung blieb die Herrschaft über den Kosovo umstritten. Die Albaner im Kosovo sahen dem Treiben gelassen zu. Die NATO war im Land. Die USA und die wichtigsten Staaten Europas standen im Wort und garantierten den neuen Status. Die Serben konnten protestieren, es würde ihnen nichts nützen, meinten sie.

In der Tat: die Waagschale der Geschichte schien sich auf der Seite der Kosovoalbaner gesenkt zu haben. Doch 22 Jahre nach meinem ersten Besuch und um viele Erfahrungen rei-

cher, hatte ich Zweifel, daß der lange Kampf um den Kosovo, um Kosova damit wirklich schon beendet war.

Annäherung an Jugoslawien

Herbst 1987 in Berlin. Die Redakteurin vom Dienst kam aufgeregt in die Auslandsredaktion der *taz* gelaufen. »Was ist denn in Jugoslawien los? Tausende serbische Frauen haben am 22. Oktober im Kosovo demonstriert. Wegen Vergewaltigung durch die Albaner. Was geht da vor?« Vor allem die weiblichen Mitglieder der Redaktion beschlossen, mich in den Kosovo zu schicken. Unterwegs sollte ich ein paarmal Station machen.

Daß sich der Vielvölkerstaat, das sozialistische Jugoslawien, in der Krise befand, wußten wir längst; damit war er für die Medien interessant. Auch in den anderen sozialistischen Ländern gärte es – darin unterschied sich Jugoslawien nicht von den Ostblockstaaten. Doch dieses Land gehörte nicht zum Warschauer Pakt. Es hatte einen eigenen Weg zum Sozialismus eingeschlagen: den jugoslawischen Selbstverwaltungskommunismus.

Jugoslawien war ein angesehenes Mitglied der sogenannten Bewegung der Blockfreien. Zu dieser Staatengruppe gehörten auch Ägypten, Indien und andere wichtige Nationen, die sich weder dem Warschauer Vertrag noch der NATO zugehörig fühlten. Nicht nur für die in der *taz* dominierende undogmatische, sondern für viele nichtkommunistische Linke in Deutschland und Westeuropa war Jugoslawien eine Art Hoffnungsträger. Die Menschen dort erschienen ihnen freier als in der DDR oder der Sowjetunion. Die Bürger Jugoslawiens konnten reisen und durften im westlichen Ausland arbeiten; das Land mit seiner langen Adriaküste war Ziel von Millionen Touristen. Kurz: Demokratische Sozialisten im Westen fanden das Experiment Jugoslawien sehr attraktiv. Und die ju-